



Im Namen der Rose

Die Aichers sind Nachbarn, Brüder – und Neffen der Geschwister Scholl. Schon immer war für sie der Mythos ihrer Familie auch eine Last. Aber seit einer von ihnen bei den »Querdenkern« auftritt, schwelt es zwischen ihnen: Wozu darf man die Familiengeschichte benutzen?

Von TORBEN BECKER, ZEITmagazin 19/2021 vom 06.05.2021

Eine einspurige Straße, Fichtenwälder, gefurchte Felder, schließlich ein paar vereinzelte Häuser und Höfe: Rotis, im baden-württembergischen Allgäu, ist zu klein, um ein Dorf zu sein. In der letzten Biegung, ehe die Straße rüber nach Bayern führt, liegt die Rotismühle. Auf der einen Seite von Buchen, Eschen und Haselnusssträuchern, auf der anderen Seite von der Ach, einem kleinen Flüsschen, umschlossen. In dieser Abgeschiedenheit leben drei Brüder, Florian, Julian und Manuel Aicher. Drei Brüder mit einer Familiengeschichte, die ein ganzes Land zu kennen glaubt: die Geschichte der Geschwister Scholl. Sophie und Hans Scholl, wegen ihrer Mitgliedschaft in der Weißen Rose hingerichtet von den Nationalsozialisten, sind ihre Tante und ihr Onkel.

Die Geschichte ihrer Familie wird als Heldengeschichte erzählt: Die Geschwister Scholl stehen für den Widerstand gegen Hitler, für moralisches Handeln in einer unmoralischen Zeit. Dafür, die eigenen Überzeugungen zu vertreten, auch wenn es das eigene Leben kosten kann. Die Familie Scholl hat auf der richtigen Seite gestanden. Es ist ein Erbe ohne Schuld.

Und trotzdem eines, das die drei Brüder, Söhne von Inge Aicher-Scholl, der Schwester von Hans und Sophie, auch als Last beschreiben. Genauso wie ihre Cousins, die Söhne der anderen Schwester. Sie wuchsen im Schatten ihrer übergroßen Verwandten auf. Begleitet von einer Frage, die sie nun auseinandertreibt: Wie geht man verantwortungsvoll mit diesem Erbe um?

Am 9. Mai wäre Sophie Scholl 100 Jahre alt geworden. Manch einer von ihnen ist froh, wenn dieser Tag endlich vorbei ist.

Florian Aicher, 66, der älteste der Brüder, hat den Kragen seiner blauen Wolljacke aufgestellt. Der Wind bläst ihm seine grauen Haare in die Stirn. Sein Gang ist fest, der Rücken gerade, als er an einem Nachmittag im März durch den Garten in Rotis führt. Seine Eltern haben das Anwesen, eine alte Mühle, vor 50 Jahren gekauft. Sein Vater, der Grafikdesigner Otl Aicher, hat hier Ateliers um das Wohnhaus der Familie gruppiert. Sie stehen auf Stelzen, ihre gezackten Dächer ragen wie riesige Sägeblätter in den Himmel. Vier der sechs Häuser gehören den Brüdern, den Rest haben sie vermietet oder verkauft. Florian Aicher dreht sich um und schaut über den weiten Rasen hin zu den Häusern. Nach dem Tod seiner Mutter wollte er seinen Teil des Grundstücks verkaufen, fand aber keinen Käufer. Das Mauerwerk war feucht, Putz fiel von den Wänden, der Frost setzte der Heizung zu. Man musste sich kümmern, sagt Florian Aicher, sonst wären die Häuser verfallen. Zugleich wurde es für ihn als Architekt immer schwieriger, in München zu leben. 2005 zog er mit seiner Frau in das alte Haus seiner Eltern. »Es war eine Gelegenheit, hier zu leben«, sagt er, »nicht mein Traum.«



Auf dem geteerten Weg, einst die Zufahrt der alten Mühle, geht er zurück zu seinem Haus. Im Nachbarhaus steht sein jüngerer Bruder Julian hinter der Glastür, die raus auf seine Terrasse führt. Man sieht ihn kaum. Aber man kann erkennen, dass er herüberschaut.

Auch Manuel, der jüngste Bruder, will in ein paar Tagen nach Rotis ziehen. Dann wohnen die drei Brüder nach 49 Jahren zum ersten Mal wieder auf einem Grundstück. Ihre Häuser liegen keine 50 Schritte auseinander. Doch dazwischen scheinen unsichtbare Mauern zu stehen.

8. Mai 2020. Julian Aicher steht auf einer Bühne in Leutkirch. Vor seinen Mikrofonständer hat er eine Vase mit drei weißen Rosen gestellt. Es ist sein erster Auftritt. Die Veranstaltung, die die Einschränkung der Grundrechte während der Pandemie anprangert, hat er selbst organisiert, noch ohne »Querdenker«-Banner. 40 Teilnehmer sind da. Am Ende seiner Rede fragt er: »Haben wir ein Bill-Gates-Gesetz, oder haben wir ein Grundgesetz?« Die Rosen verschenkt er nachher an die umstehenden Polizisten.

Seitdem trat Julian Aicher bei mehr als zehn Veranstaltungen der »Querdenker« und ähnlicher Gruppen als Redner auf. An doppelt so vielen nahm er teil. Seine Familiengeschichte, davon ist er überzeugt, verpflichtete ihn dazu, gerade jetzt nicht zu schweigen.

Sein Bruder Florian und seine Cousins sind empört darüber. Sie empfinden seinen Aktivismus als Banalisierung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Und als Missbrauch ihres Familienerbes.

Florian Aicher hat an seinem Esstisch im Wohnzimmer Platz genommen. Der Blick geht von hier hinaus in den Garten. Feuer lodert im Kamin, an den Wänden in Regalen CDs, Schallplatten von Bob Dylan, Bücher über Architektur, einige hat er selbst geschrieben. Ein paar Meter weiter hängt ein Boxsack, eigentlich ein Kunstwerk, aber wenn die Enkel zu Besuch sind, toben sie sich daran aus.

Der Kontakt zu seinen Brüdern sei »seit Langem sachlich« gewesen, sagt Florian Aicher. Aber seit Julian Aicher bei den »Querdenkern« aktiv ist, ist in Rotis alles kompliziert geworden. Doch darüber reden die Brüder nicht. Eigentlich reden sie kaum miteinander. Ausgerechnet jetzt, wo sie sich räumlich bald so nah sind wie seit ihrer Kindheit nicht, scheinen sie sich voneinander zu entfernen.

Das Gewicht der Familiengeschichte ist nicht neu, früh haben sie es gespürt. Jeder von ihnen ging anders damit um, wollte seinen eigenen Weg finden, allein. Florian Aicher, die Ellenbogen auf die weiße Tischdecke gestützt, will von seinem erzählen.

Die fünf Aicher-Kinder – Eva, die das Down-Syndrom hat, Florian und seine Zwillingsschwester Pia und die beiden jüngeren Brüder Julian und Manuel – wuchsen in den Fünfzigerjahren am Hochsträß hinter dem Oberen Kuhberg auf, einem der höchsten Punkte Ulms. Sie spielten auf den Feldern, die hinab ins Donautal führen, bei Föhn sahen sie die Alpen in der Ferne. Sie waren viel für sich. Außer ihrer Familie wohnten nur wenige Menschen hier oben.

Auf diesem Plateau gründete ihr Vater Otl Aicher 1955 die Hochschule für Gestaltung. Er baute sie an die Rückwand eines alten Ulmer Konzentrationslagers, so als wollte er der Nazi-



Zeit etwas entgegensetzen. Mit Bauhausvertretern wie Max Bill sollte hier eine neue Generation das Design für das moderne Industriezeitalter entwerfen. Das Leben eine Funktion, die Welt im rechten Winkel. Mit seinem strengen Blick für das Wesentliche wurde Otl Aicher einer der prägenden visuellen Gestalter der Bundesrepublik, Anfang der Siebzigerjahre entwarf er die berühmte Optik für die Olympischen Spiele in München.

Die Mutter, Inge Aicher-Scholl, fuhr jeden Morgen mit ihrem weißen Fiat 500 hinab in die Stadt, wo sie die Volkshochschule leitete, die sie 1946 gegründet hatte. 1952 schrieb sie ein Buch über die Geschichte ihrer Geschwister. Sie wurde damit berühmt, verkehrte im Schriftstellerkreis der Gruppe 47.

Die Eltern galten in Ulm als modernes, intellektuelles Paar. Nach der Devise »Keine Angst vor Bildung« wollten sie den Keim einer neuen Gesellschaft mit humanistischen und demokratischen Idealen prägen. Und sie waren der lebende Beweis dafür, dass Widerstand möglich gewesen war. Ihre Familie hatte ihn gewagt, anders als die anderen.

Florian Aicher spürte schon als Kind eine Fremdheit, die für ihn schwer zu greifen war. »Wir waren die Komischen von da oben auf dem Kuhberg, zu denen die Ulmer am Sonntag kamen und ungeniert ins Fenster schauten«, sagt er, »aber ich fühlte mich, als lebte ich *in the middle of nowhere*.«

Sein Vater Otl Aicher, 1922 geboren, war mit Werner, dem jüngsten der Scholl-Geschwister, in eine Klasse gegangen. Werner und seine Geschwister Inge, Hans, Elisabeth und Sophie waren früh in der HJ und dem BDM aktiv. Otl Aicher las mit 13 den katholischen Philosophen Thomas von Aquin und verzichtete lieber auf sein Abitur, als der HJ beitreten zu müssen. Eng verknüpften sich ihre Wege erst, als die Scholl-Kinder Abstand zum Nationalsozialismus gewannen. Inge, Hans und Werner wurden wegen »bündischer Umtriebe« kurzzeitig verhaftet, Sophie lehnte den Krieg ab.

Otl Aicher wuchtete sich, um nicht für die von ihm gehassten Nazis in den Krieg ziehen zu müssen, einen Heizkörper auf die linke Hand, verlor beinahe drei Finger, sie blieben steif. 1941 wurde er dennoch eingezogen, konnte sich aber wegen einer Erkrankung immer wieder dem Kriegsdienst entziehen. Vom Widerstand der Weißen Rose, der Hans und Sophie mittlerweile angehörten, wusste er nichts.

Am 18. Februar 1943 wurden Hans und Sophie Scholl beim Verteilen eines Flugblattes an der Universität in München erwischt. Zusammen mit ihrem Freund Christoph Probst wurden sie vier Tage später von den Nazis mit dem Fallbeil hingerichtet. Nach weiteren vier Tagen wurden die Eltern und die Schwestern Inge und Elisabeth in Sippenhaft genommen. Noch im Gefängnis fasste Inge den Entschluss, alles über ihre Geschwister festzuhalten, um irgendwann ihre Geschichte zu erzählen, so schreibt sie es Otl Aicher in einer Nachricht, die sie aus der Haft schmuggeln konnte, »denn die Zeit könnte manches verwischen«.

Werner Scholl, der jüngste Bruder, starb an der Front. Inge Scholl hatte bis auf ihre Schwester Elisabeth alle ihre Geschwister verloren. Und Otl Aicher drei seiner engsten Freunde. 1952 heirateten sie.



Erinnerungen an die Familie, an Verlust und Trauer, sagt Florian Aicher, hätten in seiner Kindheit kaum eine Rolle gespielt. Zumindest keine ausgesprochene. Das Haus am Ulmer Kuhberg mit dem Flachdach war nach den ästhetischen Prinzipien seines Vaters eingerichtet: weiße Wände, nackter Beton, graue oder beigefarbene Plastikstühle, in der Küche das schlichte, in der Hochschule des Vaters entworfene Stapelgeschirr TC100, im Bad Geräte der Marke Braun. »Ich kann mich an Bilder der Weißen Rose im Haus nicht erinnern«, sagt Florian Aicher.

Die Geschichte von Hans und Sophie sei trotzdem immer irgendwie präsent gewesen. Er kannte sie, »und doch erinnere ich mich an kein Gespräch, bei dem ich ›eingeweiht‹ wurde«, sagt er. Später, als er älter war, sprach er mit seiner Mutter über ihre Geschwister, aber in seiner Erinnerung sind die Gespräche durchweg sachlich und ernst. Ihre Gefühle behielten die Eltern für sich.

Die Eltern waren selten zu Hause. Um ihn und seine Geschwister kümmerten sich Kindermädchen und Haushaltshilfen. Florian Aicher liebte die Natur, begann auf eigene Faust durch Wälder zu streifen und Vögel nach Federkleid und Gesang zu bestimmen. Felix, eine Elster, zog er in seinem Zimmer groß. Bis ihn sein Vater spöttisch fragte: Kannst du eigentlich auch noch etwas anders, außer Vögel zu beobachten? »Neben ihm konnte man das Gefühl haben, nicht bestehen zu können«, sagt Florian Aicher.

Wenn man Florian Aicher nach seiner glücklichsten Zeit als Kind fragt, holt er ein Foto. Es zeigt ihn, wie er als Neunjähriger am Steuer eines Unimogs sitzt, den Ellbogen lässig aus dem Fenster gelehnt. Auf der Ladefläche seine Zwillingsschwester, neben ihr das Kindermädchen Gertrud. Gertrud hatte sie mitgenommen auf den Hof ihrer Eltern. Der Sommer dort, sagt Florian Aicher, war unbeschwert.

Als 14-Jähriger meldete er sich im Geschichtsunterricht, um ein Referat über den Widerstand im Nationalsozialismus zu halten. »Über zwei Stunden ging das, für die Klasse war das wohl auch quälend«, sagt er und lacht. Vor ihm auf dem Tisch liegt eine vergilbte Mappe, »Widerstand« steht darauf. Eng getippte Seiten, der kommunistische Widerstand, Stauffenberg, der 20. Juli. Ganz hinten dann ein Deckblatt mit der Aufschrift »Weiße Rose«, diesmal von Hand dick mit schwarzer Tinte geschrieben. Florian Aicher schiebt seine Brille in die Stirn, senkt seinen Kopf dicht über das Papier und murmelt ein paar Worte aus seinem Referat. Die Sätze, die er damals geschrieben hat, klingen so sachlich wie aus einem Unterrichtsbuch. Dieses Referat sei damals das einzige Mal gewesen, sagt er, dass seine Familie für ihn eine öffentliche Rolle gespielt habe. »Ich habe mir das nicht ans Revers geheftet.« Es liegt Abwehr in seiner Stimme. »Ich wollte mein eigenes Leben führen.«

In der 68er-Bewegung lief er als Schüler in den Reihen der außerparlamentarischen Opposition (Apo) mit. Sein Cousin Thomas Hartnagel gab in der Ulmer Szene den Ton an. Er war sein Vorbild. Florian Aicher entwarf Flugblätter, an die Weiße Rose dachte er dabei nicht, »das war nicht ›klassenkampftauglich‹«. Darin klagte er die Lehrerschaft an, rief zum Schulstreik auf. Er wurde vom Unterricht suspendiert. Als in der Apo-Bewegung häufiger vom »faschistischen Bullenstaat« die Rede war, begann er sich abzuwenden. Was Faschismus ist, wusste er aus den Bemerkungen und Gesprächen mit seinen Eltern. Es passte nicht zu dem Wortgebrauch, der in den K-Gruppen nun angesagt war.



Die »Querdenker« erinnern ihn in gewisser Weise an die polternden K-Gruppen aus seiner Jugend. Wenn sie heute das Wort Faschismus in den Mund nähmen, »dann wissen auch sie nicht, was damit gemeint ist«, sagt er und macht eine Pause, als suche er nach den richtigen Worten. »Das Spielen mit diesem Begriff ist falsch und verheerend.«

Dass sein Bruder zu einem Aushängeschild der Bewegung geworden ist, ärgert ihn. Auch, weil er sich dadurch gedrängt fühlt, Stellung zu beziehen: »Warum muss man überhaupt seine Familiengeschichte öffentlich so vor sich hertragen? Ich finde es geschmacklos, den Namen der Geschwister Scholl als Neffe in dieser Weise in Anspruch zu nehmen.« Er nimmt seine Brille ab und reibt sich die flachen Hände fest über das Gesicht, so als könne er den Unsinn aus der Welt wischen. Direkt angesprochen hat er seinen Bruder auf die Auftritte aber nicht. »Soll ich ihm sagen, was er zu tun hat? Der Mann ist 63 Jahre alt«, sagt er.

Julian Aicher wohnt gleich nebenan, die Brüder teilen sich sogar die Hausnummer. Nur ein Stück über den Vorgarten und die Einfahrt entlang, dann steht man an der Treppe zu Julian Aichers Haus. Er bittet freundlich hinein, direkt steht man im Wohnraum, zwischen einer offenen Küche und dem Wohnzimmer, das an der großen Glaswand mit Blick in den Garten endet.

Julian Aicher hat sich an den Esstisch gesetzt, der früher im Wohnzimmer seiner Eltern stand, eine große Holzplatte auf dünnen Stahlbeinen. Eine dreibeinige Katze namens Frida humpelt über den Boden. Der Tisch ist auch sein Arbeitsplatz, Notizzettel stapeln sich, Rechnungen, ungeöffnete Briefe, Computerkabel wursteln darüber.

Sein Bart ist ein paar Tage alt, die grau gescheckten Haare trägt er kurz, der Reißverschluss seines groben Pullovers ist bis auf die Brust geöffnet. Robust wirkt er, und doch haftet ihm eine kindliche, fast unsichere Verspieltheit an. Lachfältchen kräuseln sich in seinen Augenwinkeln, er schmunzelt gerne über seine Witze.

Anders als sein älterer Bruder Florian hat Julian Aicher einen Teil seiner Jugend in Rotis verbracht. 1972 zogen die Eltern mit ihm, damals 14, Manuel, 12, und der ältesten Schwester hierher. Die Zwillinge Florian und Pia, gerade 18, blieben in Ulm.

In Rotis zog sich der Vater immer mehr zurück, zuerst in seine Büros, dann in sich selbst. Manchmal schwieg er monatelang. Wenn er sich schwach fühlte, musste Stille im Haus herrschen. Dann wieder arbeitete er wie manisch mit seinen 15 Angestellten in den Ateliers. Die Mutter leitete anfangs weiter die Volkshochschule in Ulm, 80 Kilometer entfernt. In der Stadt nannte man sie »die sanfte Gewalt«. Mit ruhiger Beharrlichkeit wusste sie sich durchzusetzen, bei der Stadtverwaltung, in der Kommunalpolitik. »Sie ließ die Chefin, die sie war, nicht raushängen«, sagt Julian Aicher. Zu Hause machte ihm und seinem Bruder Manuel ihre Unnachgiebigkeit zu schaffen. Kamen Freundinnen zu Besuch, mussten die Türen geöffnet bleiben, übernachtet wurde in getrennten Zimmern. Auch, als er schon erwachsen war und sich auf sein Studium vorbereitete. »Diese Strenge empfand ich als lebensfeindlich«, sagt er.

Hört man zu, wie Julian Aicher vom Umgang mit der Erinnerung erzählt, dann glaubt man, er sei in einer anderen Familie aufgewachsen als sein Bruder Florian. Hier, in der Abgeschiedenheit in Rotis, redete die Mutter seiner Erzählung nach viel über ihre



Geschwister und die Trauer, die ihr Tod nach sich zog. Und darüber, wie ähnlich ihre eigenen Kinder ihren Geschwistern in gewisser Weise doch seien. Fast jeden Tag sprach sie von Sophie und Hans, so als würden sie am Wochenende zum Mittagessen vorbeikommen. Ihre Geschichten legten sich wie ein Mantel über alles. Zum Todestag ihrer Geschwister stand auf dem Wohnzimmertisch oft eine Blume, manchmal eine weiße Rose, so erzählt es Julian Aicher.

Draußen fallen jetzt dicke Schneeflocken in den Garten. Julian Aicher hält inne. Das Leben habe Inge Aicher-Scholl verwundet, sagt er. Die Wunden heilten langsam. Und rissen wieder auf. Im Februar 1975 war die Tochter Pia für ein Wochenende zu Besuch in Rotis. Am Montagmorgen musste sie wieder in Ulm sein. Ihr Vater fuhr sie in der Früh. Das Auto war schnell, als er einen Lastwagen überholen wollte, die Gurte waren nicht angelegt. Er überlebte, Pia starb einige Tage später an ihren Kopfverletzungen. Eine Lücke war in die Familie gerissen, aber über diesen Tod vermochten sie nicht zu reden.

Inge Scholl organisierte die Ulmer Ostermärsche und protestierte gegen die Nachrüstung Deutschlands. Sie sammelte Bruchstücke der Wirklichkeit: Fotografien, Postkarten, Artikel, Gedichte, und verdichtete sie zu einer Familiengeschichte in Büchern und Chroniken, die sie jedes Jahr ihrem Ehemann unter den Weihnachtsbaum legte. Den Ordner mit der Nummer 2 hat Julian Aicher auf den Zettelstapel auf dem Tisch gelegt. Das Jahr 1975, auf rund 80 Seiten in dicke Klarsichtfolien sortiert. Wenn er an die Arbeit seiner Mutter denkt, empfindet er Hochachtung für ihr Lebenswerk. Dafür, dass sie Spuren hinterließ.

Otl Aicher zog sich in seinen späten Jahren immer weiter zurück. In einem abseits liegenden Gartenschuppen hatte er ein heimliches Atelier eingerichtet. Niemand sollte erfahren, dass er mit seiner Vergangenheit ein Zwiegespräch begann. In seinem Versteck modellierte er zwei Tonbüsten von Sophie und Hans Scholl. Am 1. September 1991, einem Spätsommertag, überquerte er auf einem Rasenmähertraktor die Straße vor seinem Versteck. Er sah den Motorradfahrer nicht kommen. Tage später starb er im Krankenhaus. Die Büsten standen fertig im dunklen Schuppen.

Sieben Jahre später, 1998, starb Inge Aicher-Scholl. Nach ihrem Tod wollten Florian und Manuel Aicher das gesamte Anwesen in Rotis am liebsten verkaufen. Julian Aicher stellte sich dagegen. Im Keller eines Hauses stand eine hundert Jahre alte Wasserkraftanlage. Schon lange hatte er davon geträumt, eigene Energie zu erzeugen, nachhaltig, und damit Geld zu verdienen. Jetzt sah er seine Chance. Er bestand darauf, den größten Teil des Anwesens mit der Wasserkraftanlage zu bekommen. Im Gegenzug wollte er auf das geistige Erbe seiner Eltern verzichten. Er setzte sich durch. Wie drei Fichten seien die Brüder, sagt er, wenn er an diese Zeit zurückdenkt. Die älteste sei lange die höchste gewesen und habe lernen müssen, damit umzugehen, dass sie die anderen irgendwann nicht mehr überragte.

Als Chronistin der Weißen Rose hatte Inge Aicher-Scholl eine Widerstandserzählung für die Bundesrepublik geschrieben. Den Nachlass der Eltern übergaben Florian und Manuel Aicher an Archive. Niemand hat die Deutungshoheit darüber, er soll offen sein für Historiker, für die Gesellschaft.

Bei der Beerdigung von Inge Aicher-Scholl traf die ganze Familie noch einmal zusammen: die Aicher-Kinder, ihre Tante Elisabeth Hartnagel, geborene Scholl, ihr Mann Fritz und ihre



Söhne. Elisabeth Hartnagel, die bis dahin kaum in der Öffentlichkeit aufgetreten war, übernahm jetzt die Rolle ihrer Schwester, hielt als Zeitzeugin Vorträge, besuchte Veranstaltungen, eröffnete Schulen, die nach ihren Geschwistern benannt wurden.

Julian Aicher erzählt, dass Elisabeth Hartnagel 2002, als sie 82 Jahre alt war, in einem Gespräch mit ihm über die Anstrengungen geklagt habe, die ihre öffentliche Rolle mit sich bringe. »Da wurde es meiner Tante zu viel, immer wieder in der Öffentlichkeit zu stehen«, sagt er. Jetzt solle die jüngere Generation das aktive Gedenken an die Familie übernehmen – so verstand er es, als Einziger.

Schon früh hatte Julian Aicher selbst versucht, wie seine Mutter Spuren zu hinterlassen. Als Schüler in Ulm beteiligte er sich am Aufbau der KZ-Gedenkstätte in der Nähe seines Zuhauses. Entwurzelte Bäume, die das Mauerwerk zu zerstören drohten, entrümpelte die alten Gewölbe. Seiner Klasse gab er erste Führungen durch die Anlage. Von manchen Mitschülern wurde er »Scholli« genannt.

Nach dem Tod seiner Mutter lernte er seine jetzige Frau kennen. Sie beschloss, ein Buch über Inge Aicher-Scholl zu schreiben. Zusammen lasen sie daraus in Schulen, hielten Vorträge über die Weiße Rose, engagierten sich für den Erhalt der Gedenkstätte KZ Sachsenburg in Thüringen. Julian Aicher sucht, anders als sein Bruder Florian, mit seinem Namen und seiner Geschichte die Öffentlichkeit. Er präsentiert sich gern. Auf seiner Website hat er eine lange Biografie von sich selbst veröffentlicht, die bei seiner Geburt beginnt, seine Schulleistungen bezeugt, Fahrradtouren auflistet und die Aufteilung des Familienerbes beschreibt.

In seiner Chronik erwähnt er auch seine erste politische Stellungnahme im Namen seiner Familie. 2017 hängt die AfD im Kreis Nürnberg-Süd Wahlplakate mit dem Spruch »Sophie Scholl würde AfD wählen« auf, dazu ein Bild von ihr. Gemeinsam mit seinen Cousins, den Söhnen seiner Tante Elisabeth, veröffentlicht er eine ablehnende Stellungnahme. Sein Bruder Florian sieht damals darin keinen Sinn, er hält sich zurück. Auf seiner Internetseite schreibt Julian Aicher: »Sophie Scholl würde bestimmt keiner Partei ihre Stimme geben, in der rechtsradikale Parolen Applaus finden.«

Im selben Jahr findet er in dem Aktivisten Ken Jebsen, der auf seinem YouTube-Kanal KenFM teils krude Theorien verbreitet, einen geduldigen Zuhörer. Auf dem Tisch in Rotis liegt das Gästebuch, Julian Aicher hat es geholt. Freunde und Besucher haben sich darin eingetragen. Am 3. 4. 2017 bedankt sich Jebsen für eine »zauberhafte Gastfreundschaft«. Julian Aicher hatte ihm ein Interview über die Familiengeschichte gegeben. Im Gegenzug konnte er auf KenFM über das Thema sprechen, das ihm am Herzen liegt: erneuerbare Energien.

Julian Aicher findet nicht, dass bei KenFM Verschwörungstheorien verbreitet werden. Eher, dass man dort Meinungen höre, die in den »Qualitätsmedien«, die Aicher mit seinen Fingern in Anführungszeichen setzt, verschwiegen würden. »Ich hatte das Gefühl, da ist jemand, der sich mal mehr als drei Minuten Zeit nimmt, um Sachverhalte wahrzunehmen. Der lässt die Leute einfach mal ausreden.« Zum Beispiel ihn. Einen Monat nach dem ersten Lockdown ruft Ken Jebsen wieder bei Julian Aicher an und fragt ihn: Wann wird Widerstand zur Pflicht? Das Gespräch zeichnet er auf und veröffentlicht es bei KenFM.



Die Pflicht, die sich gerade aufgrund seiner Familiengeschichte ergebe, das erklärt Julian Aicher am Esstisch in Rotis, sei, »dort einzugreifen, wo Freiheitsrechte eingeschränkt werden«. Das habe auch schon seine Mutter getan. Dass er als Neffe der Scholls im Rampenlicht der »Querdenker« steht, ist ihm bewusst: »Ohne diesen Namen wäre ich nicht so ein gefragter Redner«, sagt er und lächelt.

Ende Februar 2020 stirbt Elisabeth Hartnagel, einen Tag nach ihrem 100. Geburtstag. Wegen Corona wird die Beisetzung der Asche in den späten Frühling verlegt. Florian und Julian Aicher fahren gemeinsam hin. Die Familie weiß da bereits, dass Julian Aicher sich bei den »Querdenkern« engagiert. Darüber sprechen will niemand.

Sein Bruder Florian und die ältesten beiden der Hartnagel-Cousins sind sich darin einig, dass »Querdenken« zwar eine heterogene Bewegung ist und dass viele Menschen die Corona-Einschränkungen kritisieren. Aber mit wem man in den Reihen laufe, das müsse man sich schon genau anschauen, gerade mit dieser Familiengeschichte.

Diese Geschichte teilen die Hartnagels mit den Aichers. Ihre Mutter Elisabeth hatte 1945 Fritz Hartnagel geheiratet, den früheren Freund von Sophie Scholl. Er war begeistert in den Krieg gezogen, doch die Briefe von Sophie ließen ihn immer mehr an seinen Überzeugungen zweifeln. Im Gegensatz zu den Aichers hielt sich die Familie mit ihrer Geschichte in der Öffentlichkeit zurück. Der Vater, so erzählt es Thomas Hartnagel, der älteste Sohn, hatte eine klare Meinung: »Wir waren nicht im Widerstand und haben nicht das Recht, als Zeitzeugen aufzutreten.«

Ihren Söhnen vermittelten die Eltern, dass ein solches Familienerbe die Verpflichtung mit sich bringe, an die Geschwister Scholl nicht als Helden zu erinnern – sondern als die Menschen, die sie waren. Auch deshalb hat Thomas Hartnagel nach dem Tod seines Vaters die Briefe von ihm und Sophie veröffentlicht. In manchen Briefen ist Sophie Scholl überschwänglich verliebt, ja vereinnahmend, um Fritz Hartnagel in anderen Briefen wieder kühl von sich zu stoßen. »Sie war eben eine junge Frau, die auch mal in jemand anders verknallt war«, sagt Thomas Hartnagel.

»Sophie und Hans Scholl waren nicht nur die geradlinigen, christlichen Helden, wie sie im Buch meiner Tante Inge dargestellt wurden«, sagt auch sein jüngerer Bruder Jörg Hartnagel. Er engagierte sich viele Jahre in seiner Heimatstadt Crailsheim, dem Geburtsort von Hans Scholl, im Arbeitskreis Weiße Rose. Bis die Stadt zum 100. Geburtstag von Hans Scholl 2018 ein Denkmal errichtete, das aussieht wie ein überdimensionierter Grabstein, auf dem ganz oben in großen Buchstaben »Freiheit« steht.

»Triumph der Ideenlosigkeit«, nennt Jörg Hartnagel es. Denn was kann man schon lernen von einem Denkmal, in Beton gegossen und mit Glas verziert? Jörg Hartnagel wollte einen lebendigeren Umgang mit dem Andenken. Aber seine Ideen wurden übergangen. Er zog sich zurück und kann sich der Erinnerung doch nicht entziehen. Zu dem Nachlass seiner Mutter gehören die ikonischen Fotos der Geschwister Scholl. Jetzt, vor Sophie Scholls 100. Geburtstag, klingelt oft sein Telefon. Viele wollen die Bilder verwenden.

Helden sind entrückte Gestalten. Auf den Demonstrationen der »Querdenker« werden die Geschwister Scholl, so sehen es die Hartnagels, im Namen der Freiheit und der Grundrechte



zu diffusen Helden gemacht – als wäre Widerstand ein Wert an sich, abgekoppelt vom Inhalt. Das sei eine Verzerrung der Familiengeschichte, wenn nicht sogar eine Relativierung der Geschichte. Und Julian Aicher besiegele das mit seinem Namen.

Als Julian Aicher Ende August 2020 als Redner in Forchtenberg angekündigt ist, dem Geburtsort von Sophie Scholl, wollen Florian Aicher, Thomas und Jörg Hartnagel sowie ein weiterer Hartnagel-Bruder nicht mehr schweigend zusehen. Sie bereiten eine Erklärung gegen den Aktivismus von Julian Aicher vor. Im letzten Satz bringen sie den Konflikt auf den Punkt: »Wir distanzieren uns deshalb entschieden von diesem Umgang mit dem Erbe der ›Weißen Rose‹.«

Bei seinem Auftritt ahnt Julian Aicher davon nichts. Angekündigt wird er als Neffe von Hans und Sophie Scholl. Er spricht über Einschränkungen der Freiheit, in der linken Hand hält er eine Ausgabe des Grundgesetzes. Am Ende seiner Rede bekommt er eine weiße Rose überreicht.

Zwei Tage später, am 24. August, schicken sein Bruder und seine Cousins ihre Erklärung an die Deutsche Presse-Agentur. Julian Aicher erfährt davon erst, als sein Telefon in Rotis klingelt. Eine Mitarbeiterin der *Schwäbischen Zeitung* ist dran: »Du, da kommt etwas auf dich zu«, sagt sie ihm. Als er die Erklärung las, sei das wie ein Tsunami gewesen, der über ihn hinwegrollte, so beschreibt er es. »Das macht was mit einem, so etwas aus der Zeitung zu erfahren.« Bis heute hat keiner seiner Verwandten ihn darauf persönlich angesprochen.

Angesprochen wird er aber von vielen anderen: von Lokalpolitikern, alten Bekannten der Familie, Fremden und Nachbarn. Manchmal bekommt er Zuspruch für seinen Aktivismus, manchmal Gegenwind. Seine Arbeit als freier Pressesprecher für die Arbeitsgemeinschaft Wasserwerke Baden-Württemberg muss er deswegen sogar aufgeben, nach 15 Jahren. Er glaubt aber, weitaus mehr Gegner zu haben: die Medien, Bill Gates, die Atomindustrie und die Antifa. Einmal in der Woche sendet er Rundmails, manche sind bestückt mit Links zu Videos und Artikeln, die die Pandemie leugnen, relativieren oder erklären. Wenn er bei seinen Auftritten in Rage gerät, übersteuert schon mal das Mikro.

Dass sich auf den Veranstaltungen der »Querdenker« in ganz Deutschland immer mehr Rechtsextreme tummeln, sieht Julian Aicher nicht so. Der »Sturm auf den Reichstag« im August sei eine Frage der medialen Darstellung, sagt er. Dass »Querdenken« mittlerweile vom Verfassungsschutz beobachtet wird, scheint ihm nur ein Beleg für die Renitenz der Bewegung zu sein. Julian Aicher lacht, manchmal grüße er beim Telefonat die »Kollegen vom Verfassungsschutz«, die angeblich mithören. Auf den Vorwurf, die Bewegung habe keine Berührungspunkte gegenüber Rechtsradikalen, entgegnet er, dass er schon allein wegen seiner Familiengeschichte nicht nach rechts abgedriftet sei.

Anfang April 2021 zieht auch Manuel Aicher, der jüngste der drei Brüder, nach Rotis. Ein paar Tage später öffnet er in rosafarbenem Hemd und dunkler Pluderhose seine Haustür. 35 Jahre wohnte er in der Schweiz, ein Ausbruch vielleicht, um Abstand zur Familie zu bekommen. Dort baute er ein Büro für Erbenforschung auf. Jetzt sind seine Kinder erwachsen, die Ehe ist geschieden. In Rotis gibt er schon seit 2005 an Wochenenden therapeutische Seminare, das will er jetzt hauptberuflich machen. Er wirkt, als gehe er



unbekümmert durchs Leben, als habe es mit 61 Jahren für ihn gerade erst begonnen. »Es ist kein Zurückkommen nach Rotis, für mich beginnt hier etwas Neues«, sagt er.

Licht durchflutet das Haus durch die großen Fenster. Es wirkt, als hätte jeder Gegenstand hier seinen bestimmten Ort gefunden, das Mobile in der Küche, das Sitzkissen vor der Kerze im Wohnzimmer. Als er hier einzog, gab es von den Brüdern keine große Begrüßung. Er ist jetzt einfach da. Er brauche erst mal Zeit für sich, erst dann könne man über ein gemeinsames Abendessen mit den Brüdern nachdenken, sagt er.

Auch Manuel Aicher wusste nichts von der öffentlichen Distanzierung seines Bruders Florian und seiner Cousins. Er teilt die Meinungen von Julian Aicher nicht, gibt aber zu bedenken, seine Eltern hätten ihren Namen auch schon politisch eingesetzt: »Die hatten eine Haltung, die sie mit ihrem Namen vertreten haben, als sie die Ostermärsche organisierten und gegen die Nachrüstung protestierten.«

Mit der Bezeichnung für das, was er in Rotis macht, tut er sich schwer: »Irgendwas zwischen Therapeut und Schamane.« In der Nähe seines Wohnhauses Richtung Wald liegt sein Kraftort, den er besuche, um seinen Spirit, wie er sagt, zu rufen. »Hier habe ich eine gute Verbindung zu meinen Ahnen«, mit seiner linken Hand tippt er sich gegen die Brust, da, wo das Herz ist. Seine Armreife aus Eisen und Gelbguss klimpern.

Für seine Ahnen begeisterte er sich schon als Jugendlicher. Er erstellte Stammbäume seiner Familie, durchstöberte mit seiner Mutter Stadt- und Kirchenarchive, um mehr über die Familiengeschichte herauszufinden. Dafür gingen sie gemeinsam auf Reisen. Auch wenn er ihr, wie er sagte, nicht näherkam, ist er ihr dankbar dafür.

Wie für seine Brüder war die Kindheit und Jugend auch für Manuel Aicher eine einsame Zeit. »Wenn die Eltern physisch präsent waren, konnten sie emotional vollkommen abwesend sein. Man kann das emotionale Verwahrlosung nennen«, sagt er. Zu Hause habe der Kopf Vorrang gehabt, der Intellekt, der Verstand. »Dabei ist der Kopf allein völlig untauglich, diese jahrzehntealten Schmerzen zu verarbeiten.« Er macht seinen Eltern keine Vorwürfe. Nach dem Krieg hätten sie andere Sorgen gehabt. Die Eltern mussten die Kriegstrümmer der Welt aufräumen. Es ist nun an seiner Generation, sich an die Trümmer der Seele zu machen.

In den frühen Achtzigerjahren belasteten ihn depressive Phasen, er machte seine erste Therapie. In einer therapeutischen Sitzung hatte er das Bild vor seinem geistigen Auge, den blutigen Kopf seines Onkels Hans Scholl in Händen zu halten. »Das sind seelische Verletzungen, die über Generationen weitergegeben werden, wenn sie nicht geheilt werden«, sagt er.

Auf seinem Computer hat er die Familiengeschichte bis in die letzten Verästelungen als digitale Geflechte archiviert. Den emotionalen Ballast, der an den Zweigen hängt, kann man daraus nicht ablesen. Manuel hat selbst lange gebraucht, ihn zu begreifen. »Wir sind in dem Bewusstsein aufgewachsen, das bessere Deutschland zu sein. Das macht etwas mit der eigenen Haltung. Man wird überheblich und arrogant«, sagt er. Man hat es am Tonfall der Eltern hören können, wenn sie über andere Menschen sprachen. Man hat es an den Kindern beobachten können, wie sie mit anderen spielten. Auf die Welt hätten sie manchmal einen



geringschätzigen Blick gehabt, denn es hieß, sie seien etwas Besseres. Davon wollte er sich ein Leben lang befreien. Das Sonderbare seiner Familie empfand er als Last.

Als er 2005 sein Seminarhaus in Rotis einrichtete, entschied er, sich weniger mit den Toten seiner Stammbäume als mit den Lebenden zu befassen. Jetzt will er anderen dabei helfen, ihre Vergangenheit und ihre Gefühle zu verstehen. Im großen Raum unterm Dach hängt ein Gong, in einer Ecke liegen Flügel eines Bussards, Räucherwerkzeug und Klangschalen. Zur Reinigung entzündet er Tabak. Mit den Flügeln seines Krafttiers streicht er den Rauch durch den Raum. Für die Sicht ins Innere führt er seine Patienten auch manchmal ans Ende des Gartens in Rotis. Aus Weiden hat er hier ein rundes Gestell gebaut. Darüber wirft er dicke Decken und Planen, in die Mitte legt er heiße Steine. Stundenlang sitzen sie hier in dieser Schwitzhütte, singen, jauchzen, weinen. Manuel Aicher leitet sie an. Seinem Bruder Florian wird es manchmal zu viel, dass regelmäßig Fremde im Garten stehen.

Wenn die Brüder in ihren Wohnzimmern sitzen, können sie durch die Fenster hinaus auf das gemeinsame Grundstück sehen, entlang der Ach bis zum Ende, dort, wo sie mit dem Vater damals die Buchen und Eschen pflanzten – die Grenzen, die ihr Vater um das Anwesen zog, das er »Autonome Republik Rotis« taufte. Als ob er dem Gefühl »Wir gegen die Welt« einen festen Platz zuweisen wollte. Nach all den Jahren hat es die Söhne nun wieder in diese Grenzen zurückgezogen. Ihre eigenen Kinder sind erwachsen, manchmal kommen sie zu Besuch nach Rotis. Über die Geschwister Scholl, sagen die Brüder, redeten sie fast nie mit ihnen.

Thomas Hartnagel, der Cousin, ist überzeugt, dass die Nachkommen alle in irgendeiner Weise unter der Familiengeschichte gelitten haben: »Das ist eine Schwere, die fast immer spürbar ist.« Zu den Jubiläen, wie jetzt dem 100. Geburtstag von Sophie Scholl, wird es besonders schwer. Sein Bruder Jörg ist froh, wenn der Medienrummel vorbei ist, nicht mehr jeden Tag das Telefon wegen irgendwelcher Bildrechte klingelt. Florian Aicher weiß noch nicht, was er an dem Tag machen wird, er zuckt unentschieden mit den Schultern, in Ulm sei eine Ausstellungseröffnung, die er sich vielleicht anschau. Julian Aicher sagt: »Irgendetwas zu Freiheit oder Grundrechten werde ich schon machen, vielleicht wieder in Leutkirch. Wer weiß.«

HINTER DER GESCHICHTE: Unser Autor stammt aus Ulm, seine Schule lag am Kuhberg, wo die Aicher-Brüder aufwuchsen. Daher interessierte es ihn gleich, als er mitbekam, dass Julian Aicher bei den »Querdenken« aktiv ist. In Rotis fragte er die Brüder, ob sie sich trotz ihres Konflikts gemeinsam fotografieren lassen würden. Sie stimmten sofort zu.